

Funktion und Funktionalismus – ein unzweckmäßiges Abhängigkeitsverhältnis

BURKHARD BIELLA

Funktionalismus – ein ideologischer Begriff, der die Funktion absolut setzt und sie zum Maßstab der Architektur erhebt – an ihm scheiden sich die (Architektur-)Geister. Was steckt dahinter? Funktion. Der Funktionalismus funktionalisiert die Funktion als Leitidee einer Architektur, die sich loslöst von Traditionen und Formen und hoch hinaus will. In seiner Absolutsetzung der Funktion vereinfacht der Funktionalismus wie alle ›Ismen‹ seinen Leitbegriff im Hegelschen Sinne als Abstraktion von allen Unterschieden, die nicht in diese Schublade passen. Dabei widerstrebt, wie zu zeigen sein wird, die Funktion der Vereinfachung, dem Einfachen, dem Ein-fachen in ein monofunktionales Schema.

Der Text folgt den alten Rechtschreibregeln.

Funktion (lat. *functio*, Tätigkeit, Verrichtung) läßt sich bestimmen als ein zweckmäßiges Abhängigkeitsverhältnis im Rahmen einer poetischen Aktion. Die Poiesis grenzt das handwerkliche Tun vom praktischen Handeln ab; hier bewegt man sich auf dem Feld der Moral, der Ethik und des Rechts, dort auf dem der Kunst und der Technik. Das Artefaktische, das für den täglichen Gebrauch geschaffen wurde, soll funktionieren – so wünscht es sich jeder. Dieses Sollen aber ist bereits ein praktisches Ansinnen, das in die Poiesis, in das Herstellen, hineingetragen wird. Die Funktion läßt sich somit als die genuine ›Tätigkeit‹, als das Wesen des Artefakts, des künstlich Hergestellten (das als industriell Hergestelltes auch Produkt sein kann) beschreiben, geschaffen für den Gebrauch durch den Nutzer, der mithin als der eigentliche Zweck des Artefakts erscheint: das Artefakt als Mittel zum Zweck. Der Mensch selbst ist der grundlegende Zweck, auf den alles künstlich Hergestellte verweist; davon abzugrenzen sind Dinge als Naturdinge, die aus sich selbst werden (auch wenn hier in Landwirtschaft und Tierproduktion die Grenze zum künstlich Hergestellten fließend geworden ist), denen anders als Artefakten ein Eigensinn zugesprochen werden kann; eine Zwischenposition können Kunstobjekte einnehmen. Wird das Artefakt dem Menschen gerecht, ist es zweckmäßig.

Funktion als zweckmäßiges Abhängigkeitsverhältnis im Rahmen einer poetischen Aktion: Das heißt nichts anderes, als daß das Artefakt in dieser Aktion (als einer Tätigkeit oder Handlung des Nutzers) fungiert, mithin selbst ›tätig‹ ist, indem es in der menschlichen Tätigkeit aufgeht, seinen Zweck erfüllt, darin verschwindet. Daher kann man die Funktion auch nicht sehen. Was man sieht, worauf man aber meistens nicht achtet, ist das Funktionieren des Artefakts im Umgang des Menschen mit ihm, worin es dem Akteur gerecht wird. Die Funktion fordert daher vom Artefakt, dem Menschen gerecht zu werden. In diesem Gerechtworden deutet sich schon an, daß dazu das Artefakt ›recht‹, also gut sein muß. Zu dem Funktionieren-Sollen scheint somit auch das aus der menschlichen Praxis entlehnte Gut-sein-Sollen zu gehören. Daß ein Artefakt funktionieren und damit gut sein soll, ist die grundlegende poetisch-praktische Forderung an die Herstellung oder Produktion – noch vor der (ökonomischen) Forderung etwa, profitabel zu sein. Zwar verkauft sich auch Schlechtes; aber ihm eignet im Hinblick auf seinen Zweck, den Menschen (ihm dienlich zu sein), ein Mangel. Dieser Mangel läßt sich als Dysfunktion des Artefakts

begreifen, als eine Störung seines Gutseins für seinen Zweck, den Menschen. Ein Gebäude funktioniert, wenn es sich seinem Zweck, dem Bewohner/Nutzer öffnet; zu seinen Diensten steht die Funktion eines Gebäudes. Zweifelsohne ist sie im Begriff der *Funktionalität* grundlegend mißverstanden worden. Die Funktion war nicht mehr auf den Menschen als Wesen, sondern auf den Menschen als Typus gerichtet, der darin mit den industriell hergestellten Produkten ontisch gleichgeschaltet wurde. In der Typisierung kommt zumal die rationale, technische Lenkung der Produktion sowie die ökonomische Herrschaft über sie und nicht zuletzt des Menschen über den Menschen zum Ausdruck. Rationalität selbst wurde enggeführt zur Zweckrationalität, zu einer Vernunft, die ihre Gegenstände instrumentalisierte als ein Mittel zum Zweck, der nun aber nicht mehr der Mensch als solcher, als Wesen, als Individuum war, sondern der Mensch als Knecht seiner selbst. Mit Industrialisierung und Typisierung wurde auch der Mensch zum gesellschaftlichen Massenwesen multipliziert. Technik und Kapital entwickelten sich zu den Autoritäten, denen sich fortan soziale Hierarchien verdankten.

In der modernen Architektur wurde Funktionalität zu einem stilbildenden Prinzip: »Form follows function« lautet der auf den Chicagoer Architekten Louis Sullivan zurückgehende Zauberspruch des *Funktionalismus*, der von Bloch getadelt wurde, weil Architektur hier zur Oberfläche verkomme¹, wohl insofern, als daß die entsprechend den vielen menschlichen Tätigkeiten auch zahlreich ausdifferenzierbaren Funktionen auf einige wenige beschränkt wurden. Mit Wohnung und Stadt wird auch der Mensch zur Wohnmasse funktionalisiert – keine zähe, sondern eine höchst flüssige und flexible, zwischen Wohnen, Arbeiten und Freizeit hin und her wogende Masse, die das Individuum geradezu überflüssig macht. Dafür wird der Einzelne zum Rad im keineswegs störungsfreien Getriebe der Wohnmaschine. Die Wohnung funktioniert wie eine Maschine. Eine Küche wird nur noch von den in ihr auszuführenden Arbeiten her gedacht und damit selbst als Möbel und (Küchen-)Technik produzierbar. Die Wege wurden (seinerzeit naturgemäß für die Hausfrau) kurz gehalten, so daß der ehemals kommunikative Ort der Wohnküche gleichsam auf der Strecke blieb. So wie die Küche wird in der Moderne jeder Raum auf seine Funktion fixiert und dadurch unflexibel, weil Architekten sich zugleich als Sozialingenieure verstanden und glaubten, menschliche Bedürfnisse berechnen zu können. Mit der Typisierung wurde auch die Wohnung zu »einem nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten herstellbaren und verkaufbaren Produkt. Die ganze Vielfalt und Veränderbarkeit menschlicher Beziehungen und Verhaltensweisen wurde da auf einfachste Schemata verkürzt.«²

1 Bloch 1973: 861

2 Bammer / Figlhuber 1981: 51 f.

Schließlich schlug sich die Typisierung in der ästhetischen Form der Architektur nieder: Verkürzung auch hier, und zwar auf Kisten und rechte Winkel. Die Internationalisierung des Funktionalismus zum *International style* ging zu Lasten regionaler Architekturen. In dessen Gigantomanie verlor sich letztlich auch das menschliche *Maß*, das Le Corbusier in seinem *Modulor* doch immerhin zum Konstruktionsprinzip moderner Architektur erhoben hatte. Der Mensch aber muß Maß der Architektur sein, freilich nicht der solipsistisch ausschließlich auf sich selbst bezogene Mensch, sondern in seinen Bezügen zum Mitsein der Anderen, zur Natur und zu seiner Geschichte.

Das Maß betrifft mithin weit mehr als nur Meßbares und Vermessenes. Es ist auch für die *Architektur* bedeutsam, die dem französischen Architekturtheoretiker Philippe Boudon als die Disziplin gilt, die einem Projekt bzw. Objekt letztlich sein Maß gebe, wiewohl sie nicht isoliert werden solle, da auch andere

Faktoren (etwa Recht oder Ökonomie) diese Maßgabe zum Teil nachhaltig beeinflussen. Die Architektur verwendet als Vergleichsmaßstab – worauf zumal Vitruv, Leonardo oder Le Corbusier verwiesen – den menschlichen Körper.³ Handelt es sich hierbei um ein Maß der *Proportionen* und ihrer mathematischen Beziehungen, das das Verhältnis von Bauteilen untereinander bestimmt, so kommt es Boudon zufolge darüber hinaus wesentlich auf das Maß der *Maßstäblichkeit* an, das die Regeln – etwa ein Modulsystem – festlegt, nach denen architektonischer Raum als Einheit von gedachtem und gebautem Raum wahrgenommen werde.⁴ Dabei tritt der architektonische Raum selber wieder in Beziehung zu dem Raum außer ihm, zum ihn umgebenden Raum.

3 Vgl. Boudon 1991: 7

4 Ebd.

Das Maß der Maßstäblichkeit läßt sich bestimmen als das *Maßvolle*, die *Proportionalität der Maßnahme*. Hier wird zusammen mit der Vor-Sicht auf das zu Bauende (Entwurf) – worin auch Vorsicht in der sonst üblichen Konnotation liegt – die Rück-Sicht auf den Menschen zum maßvollen Maß der Maßnahme, und zwar in allen Bezügen. In diesem Zusammenhang muß aus etlichen aktuellen Anlässen an das finanzielle Maß erinnert werden, das – insbesondere wenn öffentliche Gelder im Spiel sind – zur Maßlosigkeit degeneriert. Dem Maßvollen inhärent ist die Verantwortung für das zu Bauende; insofern wird die Rück-Sicht auf den Menschen in der Verantwortung zur Rücksicht.

Den Menschen als Maß der Architektur aber hatte auch ein Funktionalismus, wie er Sullivan mit seiner Formel »form follows function« vorschwebte, noch nicht aus den Augen verloren. Ihm ging es, wie Wilhelm Kücker betont,⁵ gerade nicht um reinen Zweckrationalismus. Die Form war ihm nach wie vor das Wesentliche eines architektonischen Entwurfs, nur sollte sie nicht losgelöst von den Funktionen entstehen und so möglicherweise das Funktionieren eines Bauwerks beeinträchtigen. Der individuelle Entwurf des Architekten führt zur Form; seine Reflexion verbindet sie mit Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit. Form, die funktionieren soll, und Funktionen, die einer Form Gestalt geben, bedürfen dieser individuellen Reflexion. Form und Funktion stellen eine Korrelation dar; sie bedingen einander und lassen sich nur auf Kosten eines der beiden Gestaltungsprinzipien auseinanderdividieren:

5 Vgl. Kücker 1979: 95 ff.

»Architektonische Phantasie wäre demnach das Vermögen, durch die Zwecke den Raum zu artikulieren, sie Raum werden zu lassen; Formen nach Zwecken zu errichten. Umgekehrt kann der Raum und das Gefühl von ihm nur dann mehr sein als das arm Zweckmäßige, wo Phantasie sich in die Zweckmäßigkeit versenkt.«⁶

6 Adorno 1977: 388

Der grundlegende Zweck jeglicher Artefakte und damit das Maß aber ist der Mensch selbst, der als Maßnehmender sowohl auf sich in seiner Individualität wie in seiner Sozialität mit ihren Bezügen zur Mitwelt (in der Interaktion mit anderen in der sozialen Welt) sowie zur Umwelt reflektieren muß. Dies gilt vor allem für den Architekten, der Wohnungen für andere baut. Die Funktion von Wohnungsgrundrissen kann sich nach sozialen oder physischen Abläufen richten;⁷ letztere beeinflussen maßgeblich Margarete Schütte-Lihotzkys Entwurf der Frankfurter Küche. Soziale Strukturen dokumentieren etwa Grundrisse mit großem Wohnzimmer und vergleichsweise kleinen sonstigen Räumen; hier steht die Repräsentationsfunktion über der Privatsphäre der einzelnen Mitbewohner. Einen Ausgleich schaffen dagegen flexible Grundrisse mit gleichwertigen Räumen. Es leuchtet natürlich ein, daß spezielle Funktions-/Tätigkeitsabläufe, wie sie auch eine Küche erfordert, durchaus mit der Forderung nach räumlicher Offenheit konkurrieren können; aber in solchen Fällen gilt es, dif-

7 Vgl. Kähler 1988: 18

ferenzierte Lösungen zu schaffen, Lösungen für den Einzelfall, und nicht eine einzige Maßgabe für alle Fälle. Ohne räumliche Offenheit nämlich sind derart differenzierte Lösungen nicht zu haben. Offenheit wird so zur Bedingung der Möglichkeit von Funktionen überhaupt.

Mit der Offenheit korreliert die Vielfalt von Funktionen. Der Prototyp eines monofunktionalen Raumes schlechthin ist der Sarg, der Sarkophag, der als – so wörtlich – Fleischfresser den Verwesungsprozeß des toten Körpers Raum gibt – ein Prozeß, der freilich auf einen solchen Kastenraum nicht einmal angewiesen wäre. Der Sarg als Prototyp eines monofunktionalen Raums gibt zu erkennen, woran es diesem mangelt: an Auswegen, an Austausch. Ein Raum ohne Fenster und Türen, dunkel, licht- und schattenlos, ein sprachloser, stummer Raum, der kein Leben zuläßt. Der offene Raum dagegen ermöglicht eine Vielzahl von Funktionen. Nur weil Offenheit *ist*, können Funktionen zugeschrieben werden. Offenheit wird im Sinne Heideggers zu einem Wahrheitsgeschehen: Sie entbirgt die Fülle der Funktionen.

Die Schematisierung des Einzelnen im Postulat der gleichen Bedürfnisse übertrug der Funktionalismus in der Differenzierung von Arbeiten und Wohnen auch auf die Stadt; reine Wohngebiete ließen die Städte veröden. Historisch geht die Funktionalisierung von Stadträumen mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse einher.⁸ Dennoch war gerade mit der Skelettbauweise die Voraussetzung offener Grundrisse gegeben, die individuelle Raumaufteilungen ermöglichen und weitgehend auf Funktionsvorgaben (außer bei den sanitären Einrichtungen und der Küche) verzichten können. Mies van der Rohe entwarf 1927 nach diesem Verfahren sein Haus für die Stuttgarter Weißenhofsiedlung.⁹ Auch Bruno Taut antizipierte die variable Einraumwohnung, deren Grundriß durch leichte Trennwände jederzeit veränderbar sein sollte. »Wandlungsfähig [...] wie der Mensch«¹⁰ – so dachte er sich das gesamte Wohnhaus.

Um dieser Wandlungsfähigkeit des Menschen als Wohnenden gerecht zu werden, muß der Architekt selbst zum potentiell Wohnenden werden, auch wenn er tatsächlich das Gebäude später selbst nicht bewohnt. Insbesondere ein hinreichend offener *Grundriß* eröffnet dem – zumindest im Geschoßwohnungsbau – in der Regel unbekanntem zukünftigen Nutzer die Möglichkeit des ihm eigentlichen, sich ihm als Individuum verdankenden Wohnens.¹¹ Die Offenheit wird zum Wesen eines wohlverstandenen Funktionalismus. Einem offenen Grundriss eignet *Variabilität* (Veränderbarkeit), die seine Nutzung flexibel macht und dem Wohnenden Spielräume zur Verwirklichung seiner Bedürfnisse läßt. *Flexibilität* kann aber auch Räumen zukommen, ohne daß das Raumsystem verändert werden müßte, nämlich dann, wenn eine Wohnung aus mehreren gleich großen Räumen besteht, die für unterschiedliche Zwecke verwendet werden können. Ausnahmen bilden Bad, WC und Küche wegen der festgelegten und nur mit großem Aufwand veränderbaren Versorgungs- und Entsorgungsleitungen.

Variabilität meint die Veränderbarkeit des Grundrisses. Der *offene* Grundriß wurde schon vom Bauhaus als Zusammenspiel von Funktionalität der Wohnung und Freiheit des Wohnenden erprobt. Mies van der Rohe schlug vor, nur solche Räume festzulegen, die sanitäre Anlagen enthielten, während die übrige Fläche durch versetzbare, leichte nichttragende Trennwände nach den Vorstellungen des Nutzers eingeteilt werden könnte.¹² Auch Le Corbusier sah in einem seiner beiden für die Stuttgarter Weißenhofsiedlung entworfenen Häuser eine

8 Vgl. Berndt 1979: 15

9 Vgl. Kähler 1988: 22; Spaeth 1986: 42

10 Taut 1924: 92

11 Vgl. zu den folgenden Ausführungen Kuzmich / Uhl 1984: 229-233; Gaupp-Kandzora 1979: 174-180

12 Vgl. Wünsche 1989: 42 f.

Veränderbarkeit des großen hallenartigen Wohnraums durch verschiebbare Wände vor.¹³ Darüber hinaus kann die Wohnfläche durch einen nachträglichen Anbau, durch den Ausbau (beispielsweise von Keller- oder Dachgeschoßräumen) oder durch die Zusammenlegung mehrerer Wohnungen erweitert werden. »Variabilität ist bauliche Anpassungsfähigkeit an Nutzungsänderungen, die in der Zukunft liegen.«¹⁴

Besonders große Variabilität läßt sich bei Skelettbauten durch weit auseinandergestellte tragende Stützen erzielen. Ihr Abstand kann derart ausgedehnt werden, daß eine für jede beliebige Nutzung offene Hülle entsteht. Dabei muß die Architektur nicht so weit gehen wie der 1960 in Japan entstandene Metabolismus, der zwar auf der Grundlage der Skelettbauweise eine Theorie der offenen Form entwickelte, sie aber in der endlosen Multiplizierbarkeit solcher modular zu verwendender Formen gipfeln ließ.¹⁵ Wenn Offenheit nicht dem singulären Ort entspricht, an dem sie und für den sie Raum werden soll, geht ihr Wesen, entbergendes Wahrheitsgeschehen und darin individuelles Wohnen zu ermöglichen, in Typisierung und Serialität verloren.

Freilich setzen Flexibilität und Variabilität eine entsprechende Raumgröße voraus; ist sie nicht gegeben, wird insbesondere die Variabilität auf ökonomische und eigentumsrechtliche Grenzen stoßen, so wenn im Geschoßwohnungsbestand die Ausbaumöglichkeiten fehlen.¹⁶ Ohnehin lassen sich Flexibilität und Variabilität leichter planen als real im Bestand umsetzen. Wird – wie in Familien oder Wohngemeinschaften – eine Wohnung von mehreren Personen genutzt, muß innerhalb dieser sozialen Systeme ein relativ beständiges Einvernehmen über mögliche Nutzungs- oder Grundrißänderungen erzielt werden, denn wer will schon fortwährend in seiner Wohnung Möbel verschieben oder Wände versetzen? Andererseits könnte sich europäische Architektur hinsichtlich der Veränderbarkeit von Räumen von der japanischen inspirieren lassen, die shintoistisch auch das Bauen als Weg (Tao) begreift.¹⁷ Die japanische Wohnarchitektur arbeitet mit tragenden Skelettmodulen und verschiebbaren Außen- und Innenwandelementen.

Das hinsichtlich der Veränderbarkeit von Grundrissen Gesagte gilt auch für städtische Räume. Zwar lassen sich Gebäude nicht verschieben, aber sie können durch ihr Raumangebot – sofern es sich nicht um reine Wohngebiete handelt – zu einer »Polyvalenz« öffentlicher oder halböffentlicher Nutzungen¹⁸ beitragen. Bei der Flexibilität städtischer Räume, sofern sie angenommen wird, sind indes stets die durch sie bedingte Mobilität der Nutzer und die dazu notwendige Infrastruktur zu berücksichtigen.

Variabilität und Flexibilität ermöglichen die Pluralität der Funktionen in der Offenheit, in die der Mensch als grundlegender Zweck der Funktionen hinaussteht und die seine Existenz zur Welt kommen läßt. Für diese Offenheit gibt es kein Maß. Sie erst läßt die Maßnahme (Maß-Nahme) des Menschen zu, auch die maßlose, die ihn als Zweck verfehlt. Der Mensch als solcher ist stets in seiner Individualität und Sozialität zu denken, d. h. er ist kein monadisches Einzelwesen, sondern in fortwährender Kommunikation und Interaktion mit anderen. Dieses Bezugsgeflecht wird jede Maßnahme zu berücksichtigen haben, die als architektonische in einem Gebäude dem Zusammenspiel von Form und Funktion Gestalt geben will.

13 Vgl. Boesiger / Girsberger 1967: 50

14 Kücker 1979: 60

15 Vgl. Kücker 1979: 54, 110 f.

16 Vgl. Siebel 1983

17 Vgl. Kücker 1979: 54

18 Vgl. Burckhardt 1985: 148 f.

- Adorno, Theodor W. 1977: Funktionalismus heute.
In: Ders.: Gesammelte Schriften in zwanzig Bänden. Band 10.1. Frankfurt am Main: 375-395.
- Bammer, Anton / Gernot Figlhuber 1984: Zu Geschichte und Anthropologie des Wohnens.
In: Dirisamer, Rudolf / Figlhuber, Gernot / Uhl, Ottokar Wohnen (Hgg.): Wohnen. Ein Handbuch.
Wien: 9-69.
- Berndt, Heide 1979: Ist der Funktionalismus eine funktionale Architektur? Soziologische Betrachtung einer architektonischen Kategorie. In: Berndt, Heide / Lorenzer, Alfred / Horn, Klaus (Hgg.): Architektur als Ideologie. Frankfurt am Main: 9-50.
- Biella, Burkhard 1998: Eine Spur ins Wohnen legen. Entwurf einer Philosophie des Wohnens nach Heidegger über Heidegger hinaus. Düsseldorf.
- Bloch, Ernst 1973: Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände. Frankfurt am Main.
- Boesiger, Willy / Girsberger, Hans 1967: Le Corbusier 1910-65. Zürich.
- Boudon, Philippe 1991: Der architektonische Raum. Über das Verhältnis von Bauen und Erkennen Basel / Berlin / Boston.
- Burckhardt, Lucius 1985: Die Kinder fressen ihre Revolution.
Wohnen – Planen – Bauen – Grünen. Köln.
- Gaupp-Kandzora, Rosemarie 1979: Anpassungsfähige Wohnungen. In: Andritzky, Michael / Selle, Gert: Lernbereich Wohnen. Didaktisches Sachbuch zur Wohnumwelt vom Kinderzimmer bis zur Stadt. Band 1. Reinbek: 174-180.
- Kähler, Gert 1988: Von der Raumzelle zum freien Grundriss – und zurück. In: Werk, Bauen + Wohnen. Jg. 75/42, 18-25.
- Kücker, Wilhelm 1979: Architektur zwischen Kunst und Konsum. Auf der Suche nach einem neuen Selbstverständnis. Frankfurt am Main.
- Kuzmich, Franz / Ottokar Uhl 1984: Wohnungsbau – Städtebau. In: Dirisamer, Rudolf / Figlhuber, Gernot / Uhl, Ottokar Wohnen (Hgg.): Wohnen. Ein Handbuch. Wien: 159-271.
- Siebel, Walter 1983: Überlegungen zum bedürfnisgerechten Planen. In: Roscher, Volker: Wohnen. Beiträge zur Planung, Politik und Ökonomie eines alltäglichen Lebensbereiches. Hamburg: 181-191.
- Spaeth, David 1986: Mies van der Rohe. Der Architekt der technischen Perfektion. Stuttgart
- Taut, Bruno 1924: Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin. Leipzig.
- Wünsche, Konrad 1989: Bauhaus. Versuche, das Leben zu ordnen. Berlin.

Burkhard Biella

Dr. phil., *1955 / Studium der Philosophie, Theologie und Erziehungswissenschaften;
1997 Promotion an der Universität Düsseldorf mit der Arbeit *Eine Spur ins Wohnen legen.*
Entwurf einer Philosophie des Wohnens nach Heidegger und über Heidegger hinaus.

BURKHARD BIELLA